Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1900

606 (29.12.1900) Badisches Museum, Nr. 104

Visual Library

Badisches Museum

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Beilage der „Badischen Landeszeitung“.

Nr. 104. — Erscheint zweimal wöchentlich. — **29. Dezember 1900**

Volkslied und Volksgesang in Baden.*)

Die Spinn- und Strickstube gehört zu den Pflegestätten des Gesangs und des Tanzes. Die Ausübung dieser beiden Künste, die früher mit einander innig verbunden, jetzt meist von einander getrennt sind, ist ein Hauptbedürfnis zumal der reiferen Jugend, die in ihnen ihre Lust und ihre Leidenschaft am freisten äußert. Sie führen häufig die beiden Geschlechter zusammen und erreichen erst durch deren Zusammenwirken ihren Höhepunkt. Im späteren Alter pflegt die Freude daran zu erlöschen, ja in manchen Dörfern des ernsten Hotzenwaldes gilt ein älterer Mann, der singt, für einen halben oder ganzen Narren. Doch legen z. B. in Randegg (Konst.) gerade noch ältere Leute ihre Kunst gern öffentlich an den Tag und sind seit langer Zeit als Volkssänger bekannt. Der Stand und die Art des gegenwärtigen badischen Volksgesangs ist nach den Landschaften sehr verschieden. An manchen Orten ist er auf der Straße fast verstummt, weil er von der Polizei verboten wurde, die dann etwa nur den Rekruten eine größere Singfreiheit gönnt. In Hettingen (Buchen) und gewiß an manchen anderen Orten hat die Geistlichkeit den gemeinsamen Sonntagsabendgesang der Burschen und Mädchen ganz unterdrückt. Auch wird vielerorts z. B. in Fützen am Randen nicht mehr auf der Straße gesungen, und in Wilfingen (St. Blasien) hört man überhaupt kaum je ein Lied. Wo die Orte nicht geschlossen sind, verstummt leicht der Gesang, und in den weit zerstreuten Schwarzwaldhöfen erschwert das einsame Leben alles Zusammensingen gar sehr. Man wirft einzelnen Strichen z. B. des Hotzenwaldes vor, daß der dortige Gesang leicht in ein Gebrüll ausarte. Jedoch erklingt auch dort namentlich beim Mähen, Weben, Winden noch manches ansprechende Lied, und die Burschen johlen an den Halden, wenn sie Holz führen und wenn sie Schindeln machen, die Mädchen, wenn sie junge Tannen setzen. In Bernau-Außerthal hat man diesen Arbeits- und auch den Tanzgesang weiter gepflegt, schöner Vortrag zweistimmiger Lieder wird auch aus Wolfach gerühmt. Im übrigen Kinzigthal hat der Bau der herrlichen 1873 eröffneten Schwarzwaldbahn den Gesang der in gesonderten Reihen die Straßen durchziehenden Burschen und Mädchen mehr und mehr verscheucht. Die Jugend von Gersbach oberhalb Zell im Wiesenthal kehrt vom Felde auch nach schwerem Erntetag mit Liedern heim. So wird denn auch strichweise von den oberländischen Alemannen in der Muße der Gesang geübt. Namentlich um Bonndorf singen die Burschen und Mädchen in der Wirtschaft erst am Sonntagnachmittag zusammen, dann „trinken“ die Burschen nach dem Nachtessen die sogenannte „Irde an“ und holen die Mädchen ins Wirtshaus ab, wo sie mit ihnen bis 11 Uhr singen, und dann geleiten sie die Liebsten heim. Genau so, nämlich Jord, Jort, heißen die sonntäglichen Zusammenkünfte der jungen Leute in Ditmarschen. Die Irde (Uerte) d. i. Zeche bezahlen die Burschen gemeinsam; nur am ersten Sonntag nach Fastnacht, an der alten „Fasnet“, halten die Mädchen sie frei. „Gsunge wird am Sunntig uf der Stroß, z'Obed uf em Bänkli, wenn des jung Züg zemme chunt (wenn die Jugend zusammenkommt), und im Wirtshus, wenn sie tief ins Gleesli glueget hent. Bi der Arbet singe sie nit, do sind si mengmol wunderli, und besunderi Sänger hets wohrschinli z'Reckinge (Waldshut) nie gäh“. Doch werden in einzelnen Orten besonders stimmbegabte Familien von Alters her bewundert. Auf dem hohen Schwarzwald z. B. um Lenzkirch und Bonndorf werden auch noch in wein- und biererregter Stimmung neue Lieder erfunden, wenn auch nicht neue Weisen; es sind aber nur die derb spaßigen und oft satirischen vierzeiligen Rappeditzli, Schnaderhüpfle von wenig Wert. So etwa steht es im alemannischen Oberlande, dem das fränkische Unterland an Singlust und Begabung überlegen zu sein scheint. Zwar werden mehreren Ortschaften, wie Rosenberg (Adelsh.) und Fautenbach (Achern), wenig Gehör und Stimme nachgesagt, aber in dem breiten Strich der vom Rhein bei Rastatt, Ettlingen, Karlsruhe, Bruchsal nach Pforzheim und Bretten, ja bis zum Taubergrund hinüberreicht, wird viel, zum Teil sehr viel und oft gar hübsch gesungen. Südlich davon bleiben das Hanauer Land und nördlich die Pfalz kaum dahinter zurück. Im Odenwald strömt die männliche wie die weibliche Jugend alle Sonntage in die Wirtshäuser und singt da bis zur Polizeistunde häufig schmutzige Lieder unter gemeinem Gelächter, dagegen gehen in der Hard die Burschen am Sonntag Abend zu ihren Bekanntschaften, um im oder vor dem Hause sich mit ihnen zu unterhalten. Man singt zu allen Jahreszeiten, wie es in Kürnbach (Bretten) heißt: „am Summers und am Winters“, und fügen wir hinzu, bei der Arbeit und in der Muße. Am häufigsten hört man diese Lieder halbe Nächte hindurch beim „Hopferopfe“ oder „Hopfepflücke“, wozu sich die ganze Nachbarschaft und Verwandtschaft versammelt, auch beim Tabakeinfädeln oder -anfassen in den Scheuern, Küchen, Stuben und Thoreinfahrten und beim Welschkornschleißen. Auf dem Heimweg von der Arbeit wird viel gesungen, namentlich von den Mädchen, wenn sie im Frühjahr vom Klopfen der Eichenschälrinde zurückkehren. Sommers strömt die reifere Jugend am Sonntagnachmittag und -abend zum sogenannten Abendmarkt, „z'Obedmärkt“, um ihre gemeinsamen Rundgänge zu machen. Zusammen ziehen die Burschen und Mädchen in gesonderten Reihen Arm in Arm auf der Landstraße einher, gern dem Walde zu oder bis zu einer Kapelle und singen bis in die Nacht hinein Liebes- und Frühlingslieder. Die Mädchen setzen sich auch neben dem Hause „vors Bankle“ und hier und dort noch, wie in Schluttenbach (Ettl.), unter die Linde. Da ziehen dann die Burschen an ihnen vorüber, zumal die Rekruten mit ihren bald wehmütigen, bald trotzigen Soldatenliedern. Auf diesen Abendmärkten, die auch Oberhessen und das Voigtland kennen, werden namentlich in Dörfern, wo die Spinnstuben verödet stehen, die meisten Bekanntschaften gemacht, die dann weiter zur Einladung zum Kilbetanz und endlich zur Heirat zu führen pflegen. Hat man in Hettingen (Buchen) ein Lied zu Ende gesungen, etwa: „Napoleon, der Schustergesell'“, oder „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten“, so wird in der Regel ein spruchartiges Liedchen angehängt, indem einer der Sänger beginnt und die andern aus ihrem Liedervorrat beisteuern. Dieser wird oft bewahrt durch geschriebene Liederbücher, deren es z. B. in Ichenheim (Lahr) noch Dutzende giebt. Die Gedichte sind meist im Geschmack der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ausgewählt und fast durchweg in der Schriftsprache gehalten. Die schwärmerischen überwiegen, doch kommen auch fröhliche und derb komische vor. Hin und wieder sind ernst religiöse, patriotische und sogar politische z. B. auf Itzstein, Hecker und Struve aufgenommen. Goethe's „Kleine Blumen, kleine Blätter“ ist in Ichenheim volkstümlich verändert worden.

Wie in diesen Sammlungen sind überhaupt die eigentlichen Volkslieder sehr zurückgedrängt durch die sogen. volkstümlichen Lieder wie „Wenn die Blümlein draußen zittern“, „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“, „Steh ich in finstrer Mitternacht“, „Am Brunnen vor dem Thore“, „An der Saale“, „Nun leb wohl, du kleine Gasse“. Dazu haben die Soldaten einen durchweg nicht sehr veredelnden Strom von Liedern aus der Kaserne übers Land geleitet, und von den Fabriken her wirkt die sozialdemokratische Gassenhauerpoesie ein. Doch wird z. B. in Fußbach (Gengenb.) und Zeuthern (Bruchs.) hervorgehoben, daß die dortigen Soldaten- und Liebeslieder nie oder selten unflätig sind, und in Kürnbach, daß jene volkstümlichen Lieder die früher oft gehörten Gassenhauer verdrängt haben.

*) Aus „Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert“ von Elard Hugo Meyer (Straßburg. Karl J. Trübner).

Die rote Miß.

Sylvester-Humoreske von Teo v. Torn.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

„Ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Leutnant", sagte sie, indem sie ihm nochmals die Hand reichte und ihn groß und offen anblickte, „ich fühle, daß ich im Unrecht bin, denn ich habe da über Dinge gesprochen, die ich nicht verstehe, wie ich in Deutschland vieles nicht begreife. Aber sagen Sie mir" — und dabei versuchte sie vergebens, ein eigenes Zucken um den Mund zu unterdrücken — „ist diese Verschiedenheit unserer Anschauungen der Grund, weshalb Sie sich in den letzten Wochen nicht mehr haben bei uns sehen lassen?"

„Miß Glinsby — ich bitte Sie, mir die Antwort auf diese Frage zu erlassen", entgegnete der Offizier mit einer tiefen Unruhe in Haltung und Stimme; „ich mache kein Hehl daraus, daß es mich peinlich berührte, wenn Sie von unseren staatlichen und militärischen Einrichtungen unfreundlich sprachen, aber — das war es nicht."

„Weshalb sagten Sie mir nicht offen, was Ihnen an mir mißfiel!"

„Das war nicht meine Aufgabe, Miß, und — ich wollte auch nicht gar zu sehr abstechen von all' den andern, die Ihnen doch nur Schönes zu sagen wissen", entgegnete er mit dem schwachen Versuch, einen scherzhaften Plauderton anzuschlagen. Dabei legte er die Hände auf den Rücken und umkreiste sie, rückwärts laufend, in kleinen Bogen.

„Und Sie glauben, daß mir das imponiert, nicht wahr? — Nein, — ich bitte Sie, bleiben Sie stehen! So: — ich muß Ihnen ins Gesicht sagen, daß Sie nicht offen zu mir sind, und daß ich Sie beschämen will. Ich mache kein Hehl heraus, daß es mir schmerzhaft war, wie Sie nicht mehr kamen und ich schließlich annehmen mußte, daß ich Sie verletzt habe — —"

„Maud —!!"

Unter diesem von verhaltener Leidenschaft durchbebten Tone schauerte sie zusammen vor Glück und einer sie plötzlich überfallenden Angst. Eigentlich bemerkte sie jetzt erst, daß sie mit diesem Manne mutterseelenallein war in der kaltsonnigen, schweigenden Schneelandschaft. Das Herz schlug ihr bis in den Hals hinein, und so sehr jede Fiber sie drängte, ihre Arme um seinen Hals zu schlingen und ihren Kummer, ihr Sehnen der letzten Wochen an seiner Brust auszuweinen, entwand sie ihm die Hand, die er ergriffen hatte. Er wich erschrocken zurück.

„Sie wollen mich nicht anhören, Miß, — jetzt, wo ich den Mut gefunden habe, Ihnen alles zu sagen, meine Trost- und Hoffnungslosigkeit dieser ganzen Monate und daß ich — —"

Maud war behende das Ufer hinaufgelaufen und hatte sich mit ein paar Griffen ihrer Schlittschuhe entledigt. Nun fühlte sie sich wieder unbefangener und fast übermütig in dem Gefühl ihres sicheren Glückes.

„Nein, nicht jetzt!" rief sie fast jauchzend; „Sie haben mich zu schwer gekränkt, Mister Zybell. Erst muß ich Ihnen einen Strafe auferlegen. Erstens müssen Sie mich jetzt auf dem nächsten Wege nach Hause begleiten und dann müssen Sie heute Abend auf unserem Balle erscheinen, für den Sie sich natürlich wieder „dienstlich" entschuldigt haben. Wollen Sie?"

Auch der Leutnant hat sich seiner Schlittschuhe entledigt und eilte der neckisch Davonhuschenden nach. Da er nicht antwortete, blieb sie stehen und sah befremdet zu ihm auf.

„Nun — —?"

„Daß Sie mir gestatten, Sie zu begleiten, macht mich glücklich", sagte er, indem er ihr tief und zärtlich ins Auge sah; „aber heute Abend werde ich leider wirklich nicht kommen können — ich habe wirklich Dienst. In anderthalb Stunden ziehe ich auf Wache und dann bin ich bis morgen Mittag völlig aus der Welt. Und da Sie morgen reisen, Miß Glinsby, werden Sie nicht so grausam sein, mich jetzt nicht anhören zu wollen!"

„Das werde ich doch," entgegnete sie ernst, fast abweisend. „Wenn das wahr ist, was — — — aber was ist da zu reden!" unterbrach sie sich herb. „Sie sind dienstlich verhindert, mir die erste Bitte zu erfüllen, die ich an Sie richte. Nun wohl, ich bin verhindert, Sie jetzt anzuhören!"

„Maud — aber so begreifen Sie doch; ich bin Soldat und habe zu gehorchen, auch wenn alles für mich auf dem Spiele steht! Sie sind so lieb und gut zu jedermann, und nur gegen mich wollen Sie so streng und ungerecht verfahren?"

„Sie sind auch nicht jedermann", entgegnete sie mit der Logik des liebenden Weibes. „Sie wissen, daß ich morgen reise —", fuhr sie nach einer kleinen Pause mit zuckenden Lippen fort, „daß wir uns vielleicht nie — niemals wiedersehen und da haben Sie Dienst bei unserer letzten kargen Begegnung! Nein, ich mag und will Sie nicht hören! Und ich werde Sie niemals hören, wenn Sie mich hinter Ihren dummen Dienst stellen."

In den Zügen des jungen Offiziers malte sich nichts, was etwa einem Kampfe ähnlich sah. Es war undenkbar, daß er sich dienstlich freimachte, lediglich um einen Ball zu besuchen. Was ihn tief bewegte, war der Schmerz über eine Caprice — in einer Frage, die das Glück seines Lebens bedeutete.

Sie waren in der Stadt angelangt. Als er sich mit Rücksicht auf die ihnen Begegnenden sehr förmlich verabschiedete, sah er ihr mit einem tiefen flehenden Blick in die Augen. Auch in ihren Augen schimmerte es feucht. Aber sie schüttelte unmerklich das Köpfchen und ihre letzten hingehauchten Worte waren:

„Wir sehen uns heute Abend — oder nicht mehr . . ."

— — — — — — — — — — — — — — —

Leutnant Zybell saß in der Wachtstube. Er hatte ein Buch aufgeschlagen vor sich liegen. Aber sein Blick schweifte verständnislos darüber hinweg ins Leere. Vor ein paar Stunden hatten ihn ein paar Kameraden besucht, die ihn mit Punsch und noch verschiedenen anderen Sylvester-Liebesgaben versehen und ihm einige Zeit Gesellschaft geleistet hatten. Dann waren auch sie nach dem der Hauptwache gegenüberliegenden Kommandeurshause geeilt, dem ganz Steinheim zu Wagen und zu Fuß zuströmte.

Nur er durfte nicht hin. Von der niedrigen, verräucherten Wachtstube aus konnte er die breite, hell erleuchtete Fensterfront des Kommandeurhauses übersehen; und es war ihm, als wenn einmal ein Köpfchen sich an eine der hohen Scheiben gedrückt und zu ihm hinabgespäht hatte. Aber das war wohl nur eine Sinnestäuschung — — wie es ja auch eine Täuschung war, als er heute einen Moment geglaubt, daß dieses reizende, verwöhnte Geschöpf seine stille, sorgfältig verborgene Leidenschaft erwiderte.

Es war eine Täuschung, ein Spiel, das sie — vielleicht gerade seiner Zurückhaltung wegen — mit ihm getrieben. Sie mochte nicht fortgehen, ohne das Bewußtsein, alle vor ihren Triumphwagen gespannt zu haben. Und dieser Gedanke trieb ihm das Blut in die Stirn. Er setzte sich so, daß er die festlich erleuchteten Fenster nicht sehen konnte und griff nach dem Buche.

Wenn nur die Musik nicht so laut und lockend in seine verzweifelte Einsamkeit hineintönte — — —

Sie war es im Grunde, welche immer und immer wieder durch ihre lebensfrohen Klänge den ersterbenden Funken einer seligen Hoffnung in ihm belebte. Vielleicht liebte sie ihn dennoch — vielleicht wußte sie wirklich nicht, daß ihre Forderung unerfüllbar war — vielleicht — — — o mein Gott — — — —

Er preßte beide Hände gegen sein fieberheißes Gesicht — und es war gut, daß ihn seine Kerls nicht so sahen — —

Deshalb fuhr er auch erschrocken auf, als einer der Leute mit einer Meldung eintrat.

„Herr Leutnant, da ist eine Dame, die hier hereinwollte. Als der Posten sie zurückwies, hat sie ihn „Schentelmän" geschimpft oder so ähnlich — und da hat er sie verhaftet."

Leutnant Zybell sprang so heftig auf, daß er den Stuhl umriß, aber ehe er noch die Thür erreichen konnte, wurde diese aufgestoßen — — und Miß Maud hing lachend und weinend an seinem Halse.

„Du bist nicht gekommen, — und ich weiß jetzt, Du konntest nicht", stammelte sie atemlos, „und deshalb komme ich, um Dir zu sagen, daß ich Dich very indeed unmenschlich lieb habe! — — Du — — —"

Da dröhnte es vom Magdalenenturme die zwölfte Stunde — und mit dem letzten Glockenschlage begann nicht nur ein glückliches neues Jahr, sondern für die beiden das Glück überhaupt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später war Leutnant Zybell abgelöst; und nachdem sich der joviale Oberst pflichtschuldigst ausgetobt hatte über die „Wetterhexe" und den „verfluchten Kerl von Duckmäuser", proklamierte er die Verlobung.

Als sich der erste Freudensturm gelegt hatte, nahm der Oberst den traumhaft glücklichen Offizier bei Seite, stieß mit ihm extra an und erklärte:

„Nun will ich Ihnen aber mal etwas sagen, mein lieber Stippschwager. Sobald die Wetterhexe zur Rücksprache mit Mister Glinsby nach „Emörrika" abgereist sein wird — vorläufig will sie ja noch ein paar Wochen hier bleiben, und das kann ich ihr auch nicht verdenken — dann machen Sie mir drei Tage „Schmücke Dein Heim" — verstanden!? Das wäre ja noch schöner, wenn es Mode werden sollte, auf der Wache Verlobungskisten aufzumachen. Na und nun nochmals — Prosit Neujahr!"

Drahtlose Mehrfachtelegraphie.

Der „Augsb. Abendztg." wird aus Berlin vom 22. Dez. geschrieben:

Zu einem Vortrage des Geheimerats Professor Slaby über „drahtlose Mehrfachtelegraphie" hatte die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft eingeladen. Derselbe fand gestern in Gegenwart S. M. des Kaisers nebst Gefolge und vor einer zahlreichen Versammlung von Vertretern aus den höchsten Kreisen der Regierung und der Kriegs- und Marinebehörden, von Finanzleuten, Industriellen, Gelehrten und Ingenieuren im Konferenzsaal der Gesellschaft Louisenstraße 35 statt. Es ist bekannt, daß sich Professor Slaby seit längerer Zeit mit der Ausbildung der drahtlosen Funkentelegraphie, wie er sie

nennt, beschäftigt. Neuerdings ist ihr ein wichtiger Fortschritt gelungen, der für die Anwendung der drahtlosen Telegraphie ganz neue Bahnen eröffnet. Der bisherigen Funkentelegraphie haftet ein empfindlicher Mangel an: es ist nicht möglich, mehrere korrespondierende Stationen zugleich arbeiten zu lassen, sie störten sich gegenseitig. Hierdurch wurde die Anwendung der Funkentelegraphie zunächst auf die Marine beschränkt. Die neue Erfindung beseitigt nun diesen Uebelstand, sie ermöglicht, daß beliebig viele Stationen gleichzeitig telegraphieren können, ohne sich gegenseitig zu stören. Das folgende packende Experiment bewies diese Behauptung. Auf dem Vortragstisch standen zwei Empfangsapparate, welche beide mit dem Blitzableiter am Schornstein der elektrischen Centrale Schiffbauerdamm verbunden waren, ohne daß man dessen Erdverbindung aufgehoben hatte. Einige Funken, welche der Vortragende dem Induktorium entlockte, gaben in Morsezeichen zwei weit von einander entfernten Stationen das Signal zum Beginn der Korrespondenz. Die eine dieser Stationen befand sich in Schönweide an der Oberspree, 14 km entfernt, die andere im Laboratorium des Professors in der technischen Hochschule zu Charlottenburg, in der Luftlinie etwa 4 km vom Vortragssaal. Ein kurzer Augenblick des Harrens unter allgemeiner Spannung — dann begannen beide Apparate mit geschäftigem Ticktack zu antworten. Ungestört von einander schrieben sie mit der üblichen schnellen Telegraphiegeschwindigkeit ihre Stationsnamen auf den Morsestreifen. In einfacher, leicht verständlicher Darlegung an der Hand analoger mechanischer Vorstellungen gab Professor Slaby eine Erklärung der Erfindung. Sie beruht auf einem eingehenden Studium der elektrischen Wellen, welche von dem Geberapparat ausgesandt werden. Durch eigentümliche Schaltungen werden elektrische Wellen von genau bemessener und vereinbarter Länge erzeugt. Ebenso sind die Empfangsapparate für Wellen vereinbarter Länge abgestimmt. Kommen nun Wellen von verschiedener Länge an einem und demselben Empfangsdraht an, so findet eine automatische Sortierung derselben statt, ein Durchsieben oder Durchfiltrieren, wie es der Vortragende nannte, derart, daß in die verschiedenen angeschlossenen Empfangsapparate nur solche Wellen Zutritt haben, für welche sie abgestimmt sind. Für Wellen von nicht passender Länge sind die Empfangsapparate gleichsam im Nu gemacht. Der Vortragende schilderte sodann die Einrichtungen an den Sendestationen, die unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen funktionierten. In Charlottenburg sendet die Wellen ein Draht von 16 Meter Länge auf dem Dach des Gebäudes der Hochschule. Die Herunterführung zum Laboratorium an der Westfront des Hauses ist wirkungslos, da der ganze Gebäudekomplex der Hochschule davor liegt. In Schönweide ist es ein zwischen zwei Schornsteinen herunterhängender Draht. Die dort ausgesandten Wellen müssen Berlin in seiner größten Ausdehnung von Südost nach Nordwest durchqueren und werden durch zahlreiche dazwischen liegende Schornsteine und Türme geschwächt. Die Aufgabe war nur zu lösen durch eine zweite Erfindung, welche die Intensität der geschwächten Wellen wieder verstärkt. Dieser Apparat, vom Erfinder Multiplikator genannt, erhöht die Spannung der elektrischen Wellen in selbsttätiger Weise. Die Wirkungsweise erläutert der Vortragende durch eine Stimmgabel, welche beim Anschlagen nur einen schwachen, schnell verklingenden Ton von sich gab. Setzte er sie jedoch auf einen geeigneten Resonanzboden, so schwoll der Ton sofort zu bemerkenswerter Stärke und dauerte lange an. „Was der Resonanzboden für eine echte Stradivari, das leistet der Multiplikator für den Empfänger der Funkentelegraphie.“ Durch einige elektrische Experimente wurde die überraschende Wirkung des Multiplikators weiter erläutert. Die Erfindung, deren Tragweite sich noch nicht absehen läßt, hat Professor Slaby im August dieses Jahres in ihren Grundzügen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft mitgeteilt, welche sie unter hervorragender Mitwirkung des Grafen v. Arco, eines früheren Assistenten des Professor Slaby, technisch weiter bildete. Sie scheint übrigens in der Luft gelegen zu haben, denn fast gleichzeitig wird aus London gemeldet, daß auch Marconi eine drahtlose Mehrfachtelegraphie erfunden habe, die er zur Zeit allerdings noch nicht bekannt geben wolle.

Goldbergbau in Aegypten.

Die zwischen dem Nil und dem Roten Meere gelegenen, nördlich etwa vom 27. Breitengrade — der Breite von Assiut — südlich von dem 24. Breitengrade — dem von Assuan — begrenzten goldführenden Gebiete, die in altägyptischer Zeit nicht allein Aegypten, sondern einen großen Teil der damaligen zivilisierten Welt mit Gold versorgten und nach der Eroberung des Landes durch die Araber der Vergessenheit anheimfielen, haben erst in neuerer Zeit wieder die Aufmerksamkeit des Anlage suchenden Kapitals auf sich gelenkt. Mehrfach sind in den letzten 20 Jahren Versuche angestellt worden, um zu prüfen, ob die alten Gruben völlig erschöpft oder für die moderne Technik noch abbauwürdig seien, ohne indes bisher zu einem praktischen Ergebnis zu führen. Erst die Untersuchungen einer im letzten Winter unter der Leitung des Berg-Ingenieurs Charles J. Alford unternommenen englischen Expedition waren erfolgreicher.

Die Expedition, die von der Victoria Investment Corporation Ld. ausgerüstet war, brach zu Anfang November v. J. von Kenneh auf und bereiste zunächst das östlich des Nils und nördlich der Karawanenstraße Kenneh-Kosseir gelegene alte Minengebiet.

Diese erste Reise, auf der 291 englische Meilen zurückgelegt wurden, endete am 1. Dezember in Luxor.

In der Zeit vom 1. Januar bis 15. Februar d. J. wurde sodann von Assuan aus das östlich der Linie Luxor-Assuan liegende Wüstengebiet untersucht. Die Expedition drang zunächst in ziemlich genau östlicher Richtung bis in die Nähe des Roten Meeres bei dem alten Hafen von Berenice vor, schlug dann eine nördliche Richtung ein und wandte sich auf der Höhe von Luxor nach Westen. Die zurückgelegte Entfernung betrug 529 englische Meilen.

Auf dieser Gesamtstrecke von 820 englischen Meilen wurden an zwölf Stellen die Ueberreste alter Goldgewinnungs-Anlagen gefunden und erforscht. Vielfach fand man noch die Mühlsteine, mit denen das goldhaltige Gestein gemahlen worden war, und die Ruinen und Mauerreste der früheren Baulichkeiten. Die zur Förderung des Gesteins angelegten Schächte und Stollen waren zum großen Teil mit Sand verweht und teilweise mit Schutt und Gestein angefüllt, sodaß es in der zur Verfügung stehenden kurzen Zeit und bei dem Mangel der erforderlichen Gerätschaften unmöglich war, sie bis auf den Grund zu untersuchen. Dagegen konnten in einer Anzahl von Fällen den goldführenden Quarzadern Gesteinsproben entnommen werden, die in London untersucht wurden und einen zwischen 1 und 11, 16 und 19 dwts*) per Tonne variierenden Goldgehalt aufweisen. Wasser glaubt Mr. Alford an den meisten Stellen durch Brunnenbohrung in einer Tiefe von höchstens 20 Fuß zu finden. Er stieß auf zahlreiche alte Brunnenanlagen und Wasserreservoirs aus gut erhaltenem, cementiertem Backstein-Mauerwerk und schließt auf das Vorkommen von Wasser in geringer Tiefe aus dem hier und da vereinzelt in den Wüstenthälern angetroffenen Baumwuchs.

Dem Mangel an Bauholz und Brennmaterial legt er für die Wiederaufnahme des Abbaues der alten Minen keine große Bedeutung bei, da der Transport auf Kameelrücken sowohl von dem Nilthale als auch von dem Roten Meere aus unschwer und mit verhältnismäßig geringfügigen Kosten auszuführen sei. Die Küste des Roten Meeres sei reich an guten Häfen.

Arbeiter für die Goldminen seien in den Fellachen des Nilthales billig zu haben, auch sei das Wüstenklima mit Ausnahme der heißesten Sommermonate für die Verwendung italienischer Arbeiter durchaus günstig.

Mr. Alford glaubt, daß das ganze von der Expedition durchquerte Gebiet Gold in abbauwürdiger Menge führt.

Auf Grund seines günstigen Berichts erwarb die Victoria Investment Corporation unter dem 28. April 1900 von der ägyptischen Regierung die Konzession eines ausschließlichen Schürf- und Bergbaurechts über ein Areal von ungefähr 10 000 Quadratmeilen des Wüstengebiets rechtsseitig des Nils zwischen dem 27. und 25. Breitengrade auf die Dauer von vier Jahren vom 1. Mai 1900 an. Ebenso wurde der Gesellschaft das ausschließliche Recht auf vier Jahre verliehen, in einem etwa 300 Quadratmeilen großen Gebiet östlich von Edfu auf dem rechtsseitigen Ufer des Nils auf Kohle zu schürfen und bis zu sechs Kohlengruben anzulegen.

Diese doppelte Konzession hat die Victoria Investment Corporation nun für 175 000 Pfund Sterling an die neu gegründete Egyptian Mines Exploration Comp. Ld. mit dem Sitze in London verkauft, die soeben ihren Prospekt veröffentlicht hat.

Das Kapital dieser Gesellschaft besteht aus 250 000 Pfd. Sterl. in Pfund-Aktien. Nach Abzug des Erwerbspreises der Konzession bleibt somit ein Betriebskapital von 75 000 Pfd. Sterl. verfügbar.

Zweck der Gesellschaft ist die Wiedereröffnung der alten Goldminen, Bohrungen auf Kohle und die Erforschung des ausgedehnten goldführenden Gebiets, über welche der Gesellschaft Bergwerksgerechtsame erteilt worden sind. Es bleibt abzuwarten, ob das bisher allgemein für unrentabel gehaltene Unternehmen die Erwartungen der Begründer der Gesellschaft rechtfertigen wird.

(Nach einem Berichte des Kais. Konsulats in Kairo.)

Verschiedenes.

* **Eine Stimme über Goethes Tod.** Es wird der „Frankf. Ztg.“ geschrieben: In dem für die politische Geschichte der Jahre 1830 bis 1860 höchst wichtigen, auch sonst mannigfach interessanten und anregenden Buche: „Johann Karl Bertram Stüve“ nach Briefen und persönlichen Erinnerungen von Gustav Stüve (2 Bände, Hannover 1900) findet sich folgende Stelle, zu deren Erklärung sehr wenig zu sagen ist. J. K. B. Stüve 1798—1872, der bekannte Historiker und Politiker, war ein vielseitig gebildeter Mann, der durch seinen Universitätsfreund, den Buchhändler Frommann in Jena, auch mit Goethe Beziehungen und ihn z. B. 1827 einmal besucht hatte. Als er den Tod des Altmeisters erfuhr, schrieb er dem Freunde:

*) 1 dwt zu 24 gran = 1/20 Unze oder 1/240 Pfund englisch.

Den 28. März 1832: „Also Goethe ist tot. Sein Leben beginnt mit der schönen Periode deutscher Litteratur und Dichtkunst, und die Nachwelt wird wohl sagen, es habe auch mit dieser Periode geendet. Wir können jetzt keinen Dichter haben, da unser Gehetze alles Schöne, Poetische, alle Liebe aus dem Leben vertrieben hat oder zu vertreiben strebt. Wir sind so vollendet in der Technik jeder Kunst, daß die Kunst darüber verloren geht, so wie wir überall nur in der Masse Vollendetes leisten und der einzelne Mensch viel mangelhafter dasteht. Goethe gehörte noch ganz zu der Zeit der Menschen, die bei einer viel unvollkommneren allgemeinen Ausbildung von sich selbst aus eine ganze Welt entwickelt haben. Von denen lebt nun wohl in ganz Deutschland so gut wie Keiner mehr. Es kommt die Zeit der Zerstörung. Wohl ihm, daß er sie nicht gesehen, und halten wir uns fest."

* **Der tschechische Gutenberg.** Aus Anlaß der Enthüllung des Gutenberg-Denkmals in Wien erinnert die „Wiener Abendpost" an die ergötzliche Thatsache, daß der Erfinder der Buchdruckerkunst einmal von den Tschechen als Landsmann reklamiert worden ist. Im Jahre 1840, als die vierte Jahrhundertwiederkehr der Erfindung der Buchdruckerkunst gefeiert wurde, erregte das Erscheinen einer Streitschrift aus der Feder des tschechischen Schriftstellers Vinaricky, der damals eine Pfarrstelle in Kovan bekleidete, großes Aufsehen. Vinarickys Buch erschien unter dem Titel: „Johann Gutenberg, zu Kuttenberg 1412 geboren, Baccalaureus der freien Künste an der Universität zu Prag, promoviert am 18. November 1445, Erfinder der Buchdruckerkunst 1450." Das Werk, in welchem der Verfasser das Resultat seiner vieljährigen Nachforschungen über die Geburtsstätte Gutenbergs veröffentlichen wollte, soll auf Veranlassung des Dr. Joh. de Carro, der als Brunnenarzt in Karlsbad lebte, geschrieben worden sein. Der gelehrte Arzt hat Vinarickys Schrift ins Französische übersetzt und ist nach Brüssel gereist, um das Erscheinen des Buches bei dem Buchhändler Vandale zu veranlassen. In der Uebersetzung wird die deutsche Abkunft Gutenbergs nichts bestritten; es wird nur zu beweisen versucht, daß die Eltern zur Zeit der Unruhen aus Mainz nach Böhmen geflüchtet seien und daß Gutenberg in Prag am 18. November 1445 zum Baccalaureus promoviert worden sei unter dem Namen: „Joannes de Montibus Cutnis".

* **Ländliches Wahlidyll.** Wiener Blätter berichten: In einem mährischen Dorfe war jüngst Wahltag und der Pfarrer kandidierte als Wahlmann. Fast sämtliche Wähler hatten schon ihre Stimmen abgegeben und dennoch suchte man eifrig einen wahlberechtigten Dorfinsassen, denn sowohl auf den Pfarrer wie auf seinen Gegenkandidaten waren zwölf Stimmen entfallen. Man hatte also einen Wähler nötig, der den Ausschlag gab. Mißmutig blickte der Pfarrer zum Fenster des Wahllokals hinaus, doch plötzlich erhellten sich seine Züge. Dort drüben auf der Landstraße hatte er einen Bauer erblickt, der ein Kuhgespann lenkte. Eiligst verließ der Pfarrer das Lokal und näherte sich dem Bauer. „Wenzel", rief er ihm zu, „Du mußt wählen gehen, ich brauche Deine Stimme notwendig." „Gern, Hochwürden", erwiderte der Bauer, „aber ich kann meine Kühe nicht verlassen. Sie sehen, sie sind heute unruhig." „Das soll kein Hindernis sein", meinte nun der Pfarrer, „geh' nur ins Wahllokal, ich werde Dir unterdeß die Kühe halten." Der Bauer ging darauf ein, der Pfarrer blieb bei den Kühen, doch hatte er große Mühe, sie zu halten, und wäre er nicht ein kräftiger Mann, so wären die Tiere durchgegangen. Endlich kam der Bauer zurück, und der Pfarrer begab sich in das Wahllokal. Doch was mußte er dort hören? — Er war unterlegen. Wenzel war, während der Pfarrer sich mit seinen Kühen abmühte, von der Gegenpartei abgefangen worden und hatte seine Stimme für den Gegner des Pfarrers abgegeben.

* **Die Sennerin auf der Kraxenalm und ihr Kalender.** In der neuesten Nummer der Hamburgischen Zeitschrift „Der Lotse" findet sich eine lebensfrische Hochgebirgsschilderung Peter Rosseggers, der wir die folgende reizende Skizze entnehmen: „Was ist es, schöne Almerin, hast du nichts zu essen? — „Milch, wenn er will." — „Milch? Weißt du — Milch, daß ist 'ne Sache. Wenn ich schon trinken will, ist mir Bier lieber." — Das war nur zum Spaß gesagt und in solchem setzte ich bei: „So ein bissel was Festes und Feistes, wenn du hättest. Schinken oder Speck." — „Ho ho!" lachte sie, „haben thun wir's schon. Aber noch an der Sau ist's. Und die Sau ist noch in Sanct Jacob. Wenn er warten will bis Martini." — „Recht gern. Derweil mußt mir aber wohl ein paar Eier kochen." Denn bis Martini dauerte es noch rund vier Monate. „Mit den Eiern muß er auch wieder warten, bis die Woche zu End' geht. Wird eh morgen schon Samstag sein. Da kommt mein Bauer herauf und bringt was." — „Die Einladung ist sehr dankenswert. Aber — Morgen Samstag, sagst? Du holde Erscheinung, das kann ich nicht recht glauben. Denn weil heute erst Mittwoch ist." Da schaut sie auf und wird nachdenklich und kraut sich am Nacken. Und redet in den Herd hinein: „Mittwoch? Und nit Freitag? Wie geht denn das her? Mittwoch, hat er gesagt, daß heut thät sein?" Ich konnte sie dessen versichern. Ein so kurzes Gedächtnis der Kulturmensch hat, die Wochentage vergißt er doch nicht. Die merkt er sich sogar ohne Notizbuch. „Ja, mein Herrgöttl, wohin ist denn nachher das Essen gekommen, wenn heut erst Mittwoch ist! Da langt's ja nit! Was ist denn das? Na, na, anluigen thut er mich. Wird eh Freitag sein, heut'!" Allmählich bin ich dahinter gekommen, was die Sennerin auf der Kraxenalm für einen Kalender hat. Und das war so. Am Samstag jede Woche kommt aus St. Jakob der Bauer herauf mit der „Butten". Einen Laib Brod, zwei Maß Mehl, ein Pfund Schmalz, vierzehn Stück Eier, das bringt er mit, und wird der Vorrat so eingeteilt, daß er die Woche über reicht bis zum nächsten Samstag. Und wenn nur ein paar Löffel voll Mehl und ein paar Eier vorhanden sind, so deutet das untrüglich auf Freitag. — Und jetzt soll erst Mittwoch sein? Da muß schon der Teuxel sein G'spiel haben! „Gut Dirndel. Mir gefallen Leute, die keine Uhr und keinen Kalender haben. Die Uhr macht Sorg' und der Kalender macht alt. Es giebt schöne Blümlein, die Zeitlose heißen, weil sie sich nach keiner Zeit kehren. Ein solches bist Du. Und jetzt will ich Dir sagen, wann Deine Uhr stehen geblieben ist." — „Da kann er einpacken. Seine Gescheidtheit ist mir zu dumm." — „Im wüsten Gebirg kann man Niemand hinauswerfen, man muß notgedrungen über Nacht Obdach geben und noch mit Schmalznocken und Eiern aufwarten, gelt? Besonders wenn's so ein lieber Kerl ist, ein strammer Holzknecht oder ein frischer Jäger oder was — gelt? Schau, und der hat Dir die halbe Woche weggegessen?"

* **Elektrische Bahnverbindung zwischen Rom und Neapel.** Nach einer Mitteilung des „Corriere di Napoli" haben die Ingenieure Ferrara und Guerra in Neapel das Projekt einer elektrischen Bahnverbindung zwischen Rom und Neapel ausgearbeitet und dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten zur Prüfung unterbreitet. Das Projekt, zu welchem die Anregung von Allerhöchster Stelle in Italien ausgegangen ist, soll in einer zweigleisigen, etwa 215 km langen Bahn bestehen, welche unter möglicher Vermeidung von Steigungen und Kurven nahe der Küste über die Städte Cancello, Mondagrone, Minturno, Garigliano, Formia, Fondi, Terracina und Cisterna nach Rom führen. Durch eine Abzweigung über Marano-Quagliano soll dieselbe mit der hochgelegenen königlichen Sommerresidenz Capodimonte in Verbindung gesetzt werden. Die Fahrzeit würde nach Ansicht der Urheber des Projekts nur 3 Stunden betragen, während zur Zeit 5½ bis 7 Stunden erforderlich wären. Die elektrische Kraft soll durch hydrauliche Anlagen gewonnen und der Verkehr ausschließlich für Reisende, und zwar mit leichten und häufigen Zügen eingerichtet werden. Das Projekt soll zwar von dem italienischen Ministerium, weil es nicht eingehend genug ausgearbeitet ist, einstweilen zurückgestellt sein, doch dürfte das geplante Unternehmen insofern die Beachtung von Interessenten verdienen, als sich Gelegenheit bietet, der Sache bei Zeiten näher zu treten. Für diejenigen Interessenten, welche mit den Eingangs genannten Ingenieuren Ferrara und Guerra in Verbindung treten wollen, teilen wir noch mit, daß dieselben in Neapel, Vicoletto Berio Nr. 2, wohnen.

* **Eine unerhörte Beobachtung** wird aus einem der Pariser Krankenhäuser gemeldet. Es hat bisher als ein allgemein zutreffender Satz gegolten, daß ein Mensch, dessen Körpertemperatur 43 Gr. C. erreicht, nur noch wenige Stunden zu leben hat. In dem Pariser Falle aber fand der Arzt des Krankenhauses bei einem kranken Soldaten zu seinem größten Erstaunen eine Temperatur von 44 Gr. Dennoch fiel es dem Patienten nicht ein, der wissenschaftlichen Theorie zuliebe zu sterben, sondern er blieb am Leben, obwohl die Körpertemperatur noch weiter stieg und am nächsten Tage nur mit Hilfe eines besonderen Barometers zu 53 Gr. gemessen wurde. Die außergewöhnliche Körpertemperatur hielt sich längere Zeit auf ihrer Höhe, und, was die Sache noch seltsamer machte, der Puls schlug völlig normal. Zur Erklärung wird angegeben, daß der Soldat vor längerer Zeit durch einen Schuß in den Mund verletzt worden war, und daß das Geschoß in dem „thermischen Centrum des Gehirns" stecken geblieben wäre. Leider ist diese Erklärung nicht weniger wunderbar, als die angegebene Erscheinung selbst, denn bisher ist die unwissende Menschheit noch nicht darüber belehrt worden, in welchem Teile des Gehirns das thermische Centrum gelegen ist und was es überhaupt zu bedeuten hat.

Bücher und Zeitschriften.

* Das Privat-Testament (das eigenhändig geschriebene und unterschriebene Testament), die einfachste und billigste Testamentsform. Das Militär- und Marine-Testament. An 15 Beispielen mit Anmerkungen erläutert von Dr. Albanus, Amtsgerichtsrat. 5. Auflg. Preis 1 M. (Delitzsch 1900, Reinhold Pabst.)

* Strafrecht der Berufsgenossenschaften nach den Unfallversicherungsgesetzen vom 30. Juni 1900. Unter Benützung amtlichen Materials zum praktischen Gebrauche dargestellt von Dr. Ludwig Laß, Kaiserl. Regierungsrat, ständigem Mitglied des Reichs-Versicherungsamts. (Berlin 1901, J. Guttentag.)

* Reichsgesetz, betreffend die Erwerbs- und Wirtschafts-Genossenschaften samt Ausführungs-Bestimmungen von Dr. Wilhelm Stoll. (Karlsruhe, Verlagsbuchhandlung J. Lang.) — Der sächsische Adel und der Protestantismus. Vortrag von Professor Dr. Friedrich Nippold. (Leipzig, C. Braun.)

Verantwortlicher Redakteur: Felix v. Eckardt in Karlsruhe. Druck und Verlag der Badischen Landeszeitung, G. m. b. H., in Karlsruhe.